

Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 10 (1922)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zentralblatt

des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins
Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Erscheint am 20. jedes Monats

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb —
Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz.

Abonnementspreis: Jährl. Fr. 2; Nichtmitglieder: Fr. 3.50, bei Bestellung durch die Post 20 Cts. Zuschlag

Inserate: Die einspaltige Nonpareillezeile 30 Cts.

Adresse für Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.

Adresse der Redaktion: Frau Dr. J. Merz, Depotstrasse 14, Bern.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Berta Trüssel, Bern; Frl. Dr. Sommer, Ralligen;
Frau Dr. Zollinger, Zürich.

Inhalt: Die Bedeutung der Hausfrau für das wirtschaftliche Gedeihen unseres Landes. — Aus dem Zentralvorstand. — Aus den Sektionen. — Das bedürftige Alter und die Stiftung „Für das Alter.“ Familiensinn und Familiensimpelei. — Wien im Dezember 1921. — Und deiner Liebe Licht. — Vom Büchertisch. — Inserate.

Die Bedeutung der Hausfrau für das wirtschaftliche Gedeihen unseres Landes.

Referat von Frl. B. Trüssel am Kongress für Fraueninteressen in Bern 1921.

Die geschichtlichen Nachforschungen bis zurück zu den Pfahlbauten beweisen uns, dass die Frau von jeher tüchtige Arbeit geleistet hat, ja oft übertrafen ihre Leistungen und die Anforderungen, die an ihre Arbeitskraft gestellt wurden, diejenige des stärkern Geschlechts, des Mannes.

Auf der niedrigsten Kulturstufe war das Arbeitsgebiet der beiden Geschlechter getrennt. Der Mann zog, mit Speer und Pfeil bewaffnet, auf die Jagd. Der Frau lag die Gewinnung der pflanzlichen Nahrung und die Zubereitung derselben ob, meist auch der Hüttenbau.

Als aus dem Nomadenleben der Völker sich die ständige Niederlassung entwickelte, entstand die Grundherrschaft, und der Mann nahm nach und nach der Frau die Feldarbeit ab. Im Frauenhaus der Fronhöfe und bis zum 11. Jahrhundert leisteten die Frauen alle für den Haushalt nötige Arbeit, d. h. sie verfertigten alle für das Haus nötigen Bedarfsgegenstände. Sie spannen, woben, schneiderten, bereiteten die Nahrung; kurz und gut, ausser der Landwirtschaft behaupteten sie den grössten Teil des Arbeitsfeldes. Unzählige Berufsarbeiten, die heute lange Spalten in den Statistiken der Berufsstellen ausfüllen, wurden damals von den Frauen gemacht. Wir können dieses Zeitalter die Zeit der geschlossenen Hauswirtschaft nennen, weil die Arbeit nur den Bedürfnissen des eigenen Haushaltes galt.

Im 11. Jahrhundert, zur Zeit der Grossgrundherrschaft, wurden dann die überschüssigen Produkte auf die benachbarten oder selbstgegründeten Märkte gebracht. Wie auf einer noch weniger entwickelteren Kulturstufe der Mann der

Frau nach und nach die Feldarbeit abnahm, so geschah es im Mittelalter, der Blütezeit des Handwerkes, mit den Arbeiten auf diesem Gebiet. Sie gingen mehr und mehr in die Hand des Mannes über. Zunftverordnungen aus der damaligen Zeit verboten sogar der Frau die Beteiligung am Handwerk. Nur die Frau eines Meisters durfte nach dessen Tod das Handwerk weiterführen, und nur die Angehörigen durften sich daran beteiligen. Die Frau wurde zurückgedrängt zu der hauswirtschaftlichen Arbeit, und der Haushalt, der ursprünglich auch den Produktionsarbeiten diente, wurde mehr Konsumwirtschaft.

Seit Ende der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts hat aber eine totale Umbildung der Volkswirtschaft stattgefunden. Immer mehr entwickelte sich die Industrie, und aus dem Agrarstaat entstand ein Industriestaat. Die Industrie drang auch in den Haushalt ein. Durch kleine Maschinen, Werkzeuge, durch in der Industrie billiger geschaffene Bedarfsartikel usw. vereinfachte sie die weiblichen Arbeiten, übernahm Arbeiten auf billigere Weise, die früher die Hausfrau leistete, das Spinnen, das Weben, das Rösten des Kaffees usw. Diese sich rasch vollziehende Umwandlung zeitigte auf der einen Seite einen Mangel an Arbeitskräften, hauptsächlich an billigen, die der Hauswirtschaft entzogen wurden, und auf der andern Seite ein Freiwerden von Kräften, die gerne einsprangen, wo sich Arbeit und Verdienst fand. So finden wir seit den 80er Jahren die Hausfrau wieder, wenn auch anders als auf den ersten Kulturstufen, in der Erwerbs- und Konsumwirtschaft tätig und unterscheiden deshalb:

1. Frauen, die sich ausschliesslich, d. h. im Hauptamt, der Hauswirtschaft widmen;
2. Frauen, die sich nebst der Hauswirtschaft im Nebenamt mit Handel, Gewerbe usw. beschäftigen;
3. Frauen, die einen Hauptberuf haben und nebenberuflich hauswirtschaftlich tätig sind, sei es, dass sie ihren eigenen, wenig Zeit in Anspruch nehmenden Haushalt führen oder mithelfend hauswirtschaftlich arbeiten.

Nach der neuen Volkszählung haben wir auf 3,880,320 Einwohner 857,150 Haushaltungen. Die Zahl der Haushaltungen hat relativ stets etwas stärker zugenommen als die Bevölkerung, dagegen ist die Zahl der Haushaltsglieder in den Jahren 1900 bis 1910 von 4,77 auf 4,50 ‰ gesunken, eine Folge der früheren, intensiveren Berufstätigkeit der Jugend. Die Zahl der Hausfrauen, die sich ausschliesslich dem Hausfrauenberuf widmen, ist nach der Volkszählung von 1910 von 9 ‰ auf 3 ‰ gesunken. Die neue Zählung dürfte wohl noch ein weiteres Sinken aufweisen, verursacht durch die gesteigerte Lebenshaltung schon vor dem Kriege und das erhöhte Familienbudget seit der Teuerung aller Bedarfsartikel und der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage. Es geht deshalb folgerichtig aus obigem hervor, dass die zweite Kategorie der Hausfrauen, d. h. derjenigen, die neben dem Haushalt noch einen Nebenberuf ausüben, gewaltig zugenommen hat. In den Jahren von 1900—1910 ist sie von 271 ‰ auf 310 ‰ gestiegen, und die neue Zählung wird noch eine gewaltige Steigerung zu verzeichnen haben. Ganz genau wird wohl die Statistik diesen Prozentsatz nie angeben können, weil es Frauen gibt, die aus Eitelkeit, falscher Scham oder aus Rücksicht für den Mann, dessen unzulänglichen Verdienst sie nicht blossstellen wollen, ihren Nebenverdienst oft nicht angeben. Die grösste Teilnahme der Hausfrau am Erwerbsleben finden wir in der Landwirtschaft, im Handel und Gewerbe.

Die dritte Kategorie der Hausfrauen, deren grösster Teil ihrer Zeit einem Hauptberuf in der Erwerbswirtschaft gewidmet wird, ist nicht direkt in der Hauswirtschaft tätig, oft nur leitend, oft bloss mithelfend, oder sie führt einen eigenen wenig Zeit in Anspruch nehmenden Haushalt.

All diese Hausfrauen, ob sie nun wie die erstgenannten nur hauswirtschaftlich tätig oder wie die zweiten im Nebenberuf noch erwerbswirtschaftlich arbeiten oder wie die dritten nebst dem Hauptberuf nur nebensächlich hauswirtschaftlich betätigt sind, sie alle spielen in der Konsumwirtschaft eine ganz enorme Rolle. Durch ihre Hände geht der grösste Teil, etwa 60—80 % der Erwerbswirtschaft, des Einkommens. Die Aufgabe der konsumwirtschaftlichen Tätigkeit der Hausfrau besteht nun darin, durch die ihr zur Verfügung stehenden Mittel für die Lebens- und Krafterhaltung durch rationelle Ernährung zu sorgen, den Einkauf der nötigen Kleider und der Gebrauchsartikel zu besorgen und durch Instandhalten der Wohnung der Familie ein gesundes, gemütliches Heim und die Möglichkeit der Hingabe an höhere Zwecke und geistige Genüsse zu verschaffen.

Wie nun die Hausfrau diese Tätigkeit ausübt, d. h. wie sie wirtschaftet, das hat nicht nur einen Wert für die Familie, sondern für die ganze Volkswirtschaft; denn die Einzelwirtschaft ist gleichsam der Ausgangspunkt der Volkswirtschaft.

Unsere Industrie bezieht Rohstoffe, teils auch Halbfabrikate aus dem Ausland, um die verarbeiteten Produkte dann im Inland und auf dem Weltmarkt abzusetzen. Nun stellen die Hausfrauen, die meist auch die Einkäufe ihrer Familienmitglieder besorgen, wohl den grössten Teil der Inlandkäufer dar. Da ist es nun für unsere Industrie und unsern Handel von grosser Tragweite, ob die Hausfrauen inländische Waren kaufen, oder ob diese gewaltigen Summen durch Einkauf fremdländischer Ware dem Ausland zugute kommen. Im Jahre 1912 verzeichnet der Import von Konfektion in Wolle zirka 35 Millionen und beinahe 40 Millionen in andern Stoffen und 20 Millionen baumwollene. Der Export, etwa 2 Millionen, steht dazu in keinem Verhältnis. Die Mode der hohen Schäfte der Damentiefel, wozu das Leder aus dem Auslande bezogen werden musste, entsprang einem Mangel an volkswirtschaftlichem Denken unserer Frauen. Wir haben ausgerechnet, dass für eine einfache Familie eine Aussteuer auf Fr. 2730 zu stehen kommt. Bedenkt man, dass im Jahre 1918 27,843 Trauungen stattgefunden haben und auch die durch diese Eheschliessungen notwendigen Ausgaben meist durch die Hand der Frau gehen, dann bekommt man eine Idee, welche Rolle die Hausfrau in der Kaufwirtschaft spielt. Fördert die Hausfrau durch den Einkauf einheimischer Ware die wirtschaftliche Lage unseres Landes, so kann sie auch als verständige, gebildete Wirtschaftlerin und Käuferin zur Hebung von Gewerbe und Industrie beitragen, wenn sie beim Einkauf Qualitätsarbeit verlangt. Dadurch zwingt sie die Produzenten, nur solche Ware zu fabrizieren, erreicht dabei nicht nur einen eigenen Gewinn, sondern fördert den Absatz der Schweizerware auf dem Weltmarkt, wo unser Land nur durch Qualitätsware konkurrenzfähig ist.

Wenige Hausfrauen geben sich wohl Rechenschaft über die Brennstoffwirtschaft im Haushalt und den Einfluss derselben auf die wirtschaftliche Lage unseres Landes. Im Jahre 1920 sind 410,738 Tonnen Kohle für den Hausbrand eingeführt worden und für die Gaswerke 327,193 Tonnen, die auch wieder zum grössten Teil dem Hausbrand dienten.

Die technische Hochschule in Berlin hat der Brennstoffwirtschaft im Haushalt eingehende Studien gewidmet und kommt in ihren Ausführungen zum Schlusse, dass, wenn Heiz- und Kocheinrichtungen richtig gebaut wären und ein solch richtig gebauter Einheitsofen in allen Familien eingeführt werden könnte, man in Berlin eine Million täglich ersparen könnte. Unser Brennstoffamt hat auch Berechnungen über Brennstoffverbrauch von Öfen und Zentralheizungen aufgestellt. Ungeheure Werte an Nationalvermögen könnten gerettet werden, wenn jede Hausfrau die Tragweite nutzlosen Verbrauchs für unser Land begriffe. Würden nur 5—10 % jährlich erspart, so würde das für unser Land schon mehrere Millionen bedeuten.

Das Schweizerische statistische Bureau hat eine Tabelle von 277 Haushaltungsrechnungen aus dem Jahre 1919 zusammengefasst. Die Erhebungen dieser Wirtschaftsrechnungen wurden von den Ämtern der Kantone Zürich, Basel, Aargau, Bern durchgeführt und stimmen bis auf wenige Rappen mit den Berechnungen der Haushaltungsschule Bern. Bei einem Einkommen von Fr. 4415 betragen die Ernährungskosten Fr. 2292.90, also etwas mehr als die Hälfte des ganzen Einkommens. Welch gewaltige Summen durch die Hände der Hausfrauen gehen, wird uns erst klar, wenn wir diese Fr. 2292.90 mit der Zahl der Familien 857,150 multiplizieren = 1,965,444,950 Fr. jährlich. Noch wichtiger aber als die Zahl selbst ist hier, wie mit dieser Summe gewirtschaftet wird. Diese Produkte sollen umgewandelt werden in kräftige, wohlschmeckende und leicht verdauliche Speisen, ihr Nährwert durch richtige Zubereitung möglichst erhöht werden, damit sie sich im menschlichen Körper umwandeln in Kraft, Gesundheit und Energie. Nicht nur der Familie bedeutet die Gesundheit ihrer Mitglieder Arbeitskraft und Glück; auch der Staat, soll er Tüchtiges leisten, braucht gesunde, arbeitsfähige Bürger. Wo die Volkskraft durch Tuberkulose und andere Krankheiten untergraben wird, da sind die Verluste in der Volkswirtschaft unberechenbar.

Auch bei den Ausgaben für die Ernährung ist der Verbrauch einheimischer Produkte von Wichtigkeit für die wirtschaftliche Lage des Landes. Im Jahre 1912 wurden 13 Millionen für fremden Käse ausgegeben, ein Produkt, das unser Land in genügendem Überfluss produziert. Je gebildeter und weitblickender die Hausfrau ist, desto mehr wird sie auch volkswirtschaftlich denken und handeln. Sie wird bei Kalamitäten in der Landwirtschaft, z. B. bei Maul- und Klauenseuche, nicht durch Klagen oder gar Schimpfen die Mühen und Sorgen der Behörden erhöhen, sondern sich sagen, dass der Liter Milch mit 660 V. E. durch Haferprodukte, 3700 V. E. = 6 l Milch ersetzt werden kann oder die 1530 V. E. eines kg Fleisches durch die 4000 V. E. des Käses.

Der grösste Teil der nebenberuflich tätigen Frauen gehört der Landwirtschaft an. Dass die Produktivität trotz des Rückganges der landwirtschaftlichen Bevölkerung sich nicht vermindert hat, verdankt man wohl der bessern Betriebsweise. Doch ist zu bemerken, dass in den Jahren 1900—1910 wohl die männliche Bevölkerung in der Landwirtschaft abnahm, die weibliche aber um 23 % gestiegen ist. Der Gemüsebau, der meist in der Hand der Hausfrau liegt, ist in den letzten 10 Jahren gewaltig vermehrt worden. Diese Produktionsarbeit der Hausfrau trägt zur Vermehrung des Einkommens und dadurch auch des Nationalvermögens bei. Ausser in der Landwirtschaft ist die Hausfrau vielfach im Handel und Gewerbe ihres Mannes Miterwerbende oder im eigenen Geschäft, in Heimarbeit usw. An der Besserstellung der Familie hat auch die Volkswirtschaft

ihren Anteil. Eng verbunden mit dem Hausfrauenberuf ist der Mutterberuf. Die rationelle Pflege und Aufzucht und die richtige Erziehung einer gesunden Nachkommenschaft bedeutet das Gedeihen von Staat und Volkswirtschaft. Wo eine tüchtige Hausfrau schaltet und wirtschaftet, da werden auch bei bescheidenen Mitteln Geld und Zeit erspart, um jene geistigen Güter zu pflegen, die die Kultur eines Volkes bilden und auch der Volkswirtschaft ihr Gepräge geben.

Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland!

Aus dem Zentralvorstand.

1. Zu unserer grossen Freude hat sich der *Frauenverein Egerkingen*, Präsidentin Frau von Arx-Meyer, als Sektion des Schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins angemeldet. Wir heissen die Frauen herzlich willkommen und hoffen, dass die Verbindung zu gegenseitigen Anregungen und Belehrungen beitragen werde.

2. Frau Aeschlimann-Speich, Kreuzstrasse 31, Zürich, hat für die *Wiedereinbürgerung* Fr. 5 geschickt, die wir bestens verdanken. Zugleich bietet sie sich an, *Briefmarken* zu sammeln und den Erlös der Kasse für Wiedereinbürgerung zuzuwenden. Wir ersuchen deshalb unsere Präsidentinnen und Vereinsmitglieder, Marken zu sammeln und sie Frau Aeschlimann zuzusenden. Sehr willkommen sind Juventute-Marken; alle müssen tadellos sein.

3. *Unsere Kassierin, Frl. Kistler, bittet dringend die Sektionen, die ihre Jahresbeiträge noch nicht geschickt haben, dieselben sobald möglich auf unsern Postcheck III 1554 einzuzahlen.*

Im Namen des Zentralvorstandes,
Die Präsidentin: **Berta Trüssel.**

Aus den Sektionen.

Malters. *Jahresbericht.* Nach langem Stillschweigen tritt unsere Sektion wieder einmal mit einem kurzen Bericht über unser bescheidenes Wirken an die Oeffentlichkeit.

Von jeher hat sich unser Verein die Aufgabe gestellt, bedürftige Familien und alleinstehende Personen zu unterstützen; es werden alljährlich über Fr. 1000 für Kleider und Nahrungsmittel verausgabt. Armen Wöchnerinnen stellen wir die Pflegerin unentgeltlich zur Verfügung oder verabreichen stärkende Nahrungsmittel oder Wäsche.

Unsere seit 2 Jahren geschaffene Krankenpflegestation gedeiht gut. Frl. Franziska Brugger waltet zur vollsten Zufriedenheit als Krankenpflegerin. Sie hatte im Berichtsjahre 123 Pflage tage zu verzeichnen.

Anfangs des Jahres veranstalteten wir eine Sammlung zugunsten der vom gemeinnützigen Frauenverein des Kantons Luzern neugegründeten „Kinderstube“. Wir hatten einen guten Erfolg, es konnten über Fr. 200 abgeliefert werden.

Am 26. Mai hielt der gemeinnützige Frauenverein des Kantons Luzern seine Jahresversammlung im Saale des alkoholfreien Gasthauses „zum Klösterli“ ab. Ueber 120 Frauen und Töchter als Repräsentantinnen aller Sektionen des Kantons nahmen an dieser Tagung teil. Nach Abwicklung der übrigen Vereinsgeschäfte hielt Herr Dr. Frei, Chefarzt in Clavadel, einen Vortrag über das

Thema „Bei den Auswanderern in Südamerika“. Der Herr Referent hat dieses Land bereist und wusste viel Interessantes über Land und Leute, sowie auch über Schicksale von Schweizern in Südamerika zu erzählen.

Anlässlich dieser Versammlung feierte unsere Sektion *das 50. Jahr ihrer Gründung*. Wie viele Arme und Kranke mögen in dieser grossen Spanne Zeit Trost und Hilfe erhalten haben! Ein einziges Mitglied ist noch Zeuge dieser Gründung und nahm auch an diesem Erinnerungsakte teil, nämlich Frau *Wwe. Maria Weibel-Theiler*, Neumühle, eine im wahren Sinne des Wortes edle und wohlthätige Frau, welche durch ihre langjährige Tätigkeit als Aktuarin und gegenwärtige KassiererIn des Vereins grosse Verdienste erworben hat. Als Ehrung wurde ihr von unserer Sektion ein passendes Gemälde verabfolgt, verbunden mit dem Wunsche, dass sie noch recht viele Jahre zum Wohle der Armen und Bedürftigen wirken möge. Diese Tagung wurde noch durch ein Violinquartett und durch Gesang von Schülerinnen verschönert und nahm einen vorzüglichen Verlauf.

In unserer Gemeinde stellt sich auch immer mehr Arbeitsmangel ein. Es geraten dadurch viele Familien in unverschuldete Not. Um denselben eine Weihnachtsfreude bereiten zu können, wurde beschlossen, im November und Dezember Nähnachmittage abzuhalten und für dieselben Kleidungsstücke anzufertigen. Auf unsern Aufruf hin haben sich die Frauen und Töchter recht zahlreich in der Gemeindestube des alkoholfreien Gasthauses eingefunden und Dank dem Fleisse dieser „Näherinnen“ und Dank aber auch den verschiedenen Stoffspenden, die uns von Gönnerinnen des Vereins zugekommen sind, konnten auf Weihnachten über 30 wohlgefüllte Pakete an bedürftige Familien abgegeben werden. Wie manches Kinderauge strahlte da vor Freude über die erhaltenen Weihnachtsgaben!

In zuvorkommenster Weise haben Frl. Dr. Neumann und Schwester Helene Nager in Luzern sich bereit erklärt, Vorträge über Kinderpflege mit praktischer Anleitung, auf dem Lande abzuhalten. In Verbindung mit dem Samariterverein wurde nun im November ein solcher Kurs veranstaltet, der von 46 Teilnehmerinnen besucht wurde. Alle waren sehr befriedigt und dankbar für die erhaltenen Belehrungen und guten Winke.

Für die Dienstbotendiplomierung sind 6 Anmeldungen erfolgt; es konnten 4 Diplome, 1 Brosche und 1 Anhänger verabfolgt werden. Zur Jahreswende wurden dem Verein zu unserer grossen Ueberraschung von der Firma Steiner's Söhne & Cie. in Malters, Fr. 5000 für die Pflege armer Wöchnerinnen geschenkt. Die Leistungen der genannten Firma für die Linderung der Not von Bedürftigen in unserer Gemeinde waren stets derart, dass dadurch unsere Vereinsaufgabe wesentlich erleichtert wurde. Durch diese grossartige Schenkung wird es uns nun möglich werden, die Tätigkeit auf dem Gebiete der Wochenpflege zu erweitern. Ueber dieser grossen Gabe wollen wir aber auch die vielen kleinen und grössern Geldbeträge, die uns im Verlaufe des Berichtsjahres wieder zugekommen sind, nicht vergessen. Es seien an dieser Stelle alle erhaltenen Gaben herzlich verdankt.

In diesen verschiedenen Zuwendungen, sowie auch in der ständigen Mitgliederzunahme (die Sektion zählt nun 123 Mitglieder) erblicken wir einen Beweis, dass die Tätigkeit unseres Vereins im Interesse und zum Wohle der Bedürftigen anerkannt wird; das ermuntert uns, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. *J. B.*

Das bedürftige Alter und die Stiftung „Für das Alter“.

Aus dem Vortrag des Zentralsekretärs der schweizer. Stiftung „Für das Alter“, Herr *Champod*, gehalten an der Generalversammlung vom 27. Oktober 1921 in Bern.

Unser Land zählt mehr als 200,000 Greise von 65 Jahren und darüber. Davon können über ein Zehntel als bedürftig betrachtet werden, was für unser kleines Land *mehr als 20,000 ergibt!* Überall, sogar in den Kantonen, die in dieser Beziehung am günstigsten stehen, sind die Fälle von Bedürftigkeit zahlreich. Wie viele gibt es noch, die wir nicht kennen, und die man auffinden sollte!

Es wird wohl kaum jemand bestreiten wollen, dass der Platz des alten Vaters, der ergrauten Mutter in erster Linie in der eigenen Familie ist, und wenn das aus irgendwelchen Gründen nicht angeht, so doch in einer, wenn auch fremden Familie. Gibt es etwas Schöneres als eine Familie, wo den greisen Eltern nach pflichteifrigem und arbeitsreichem Leben im Hause ihrer Kinder die wohlverdiente Achtung und Ehrerbietung erwiesen wird? Maler und Schriftsteller haben dieses Bild so oft dargestellt, verherrlicht und besungen, um die Schönheit und den Segen der Familienliebe allen nahe zu legen!

Zwar ist es einer Familie oft nicht möglich, einen Greis oder eine Greisin zu pflegen, dann nämlich, wenn anhaltendes Siechtum, Verblödung und andere Alterserscheinungen eintreten, die regelmässige Pflege erfordern, wozu Zeit und Kraft fehlen. Sehr oft aber liegt die Ursache tiefer. Es sind die Gefühle der Liebe und Aufopferung, das Bewusstsein der moralischen Verpflichtung geschwunden. Anders liegen die Verhältnisse, wenn die zur Fürsorge Verpflichteten gestorben oder abwesend sind oder wenn der Bedürftige überhaupt keine nahen Verwandten besitzt, die für ihn aufkommen könnten.

Da ist es besonders zu begrüßen, wenn der Greis in ein nahes *Altersheim* verbracht werden kann, in ein Haus mit familiärem Charakter, mit Garten und einfachen, frohmütigen Räumen, denen wenn möglich durch bekannte und liebe Gegenstände das Aussehen des Eigenen, des Daheims gegeben wird, gesteigert durch die Möglichkeit eines freundlichen Verkehrs mit Bekannten und verschönt durch die Atmosphäre des Heimatlichen in Sprache und Gegend.

Solche Asyle sind eine Ehre für einen Kanton und Bezirk. Sie zeugen von Verständnis und Achtung für die alternden Volksgenossen.

Leider existieren in unserem Lande in der Hauptsache Anstalten ganz anderen Charakters, die *Armenhäuser* oder die sich nur durch den Namen von diesen unterscheidenden Pflegeanstalten und Asyle, deren Zahl 300 überschreitet.

Besucht man diese Häuser, so gewinnt man den Eindruck, dass deren Insassen dorthin geschickt wurden, um sie los zu sein, sie als unnötigen Ballast aus dem Wege zu haben. Die Altersanstalten kann man daher nach zwei Richtungen unterscheiden: die einen, die mit dem Zwecke gegründet und eingerichtet wurden, den Alten ein gewisses Wohlleben zu sichern; die andern dagegen, um durch Aufnahme der unnütz und unbequem gewordenen Greise die Familien und Gemeinden zu entlasten. — In den letzteren Anstalten wird vor allem auf billiges Haushalten Wert gelegt, das Wohl der Greise ist von sekundärer Bedeutung.

So wohlthätig die Beherbergung verlassener Greise in richtigen Altersasylen ist, so herzlos ist es andererseits, alte Leute oft mit Gewalt in Armenhäusern unterzubringen, um sie auf billige Art los zu sein. — Man spricht gern und oft genug von Armenhäusern, allein derjenige, der sie nicht besucht, ihr Leben, ihren

Tagesverlauf nicht beobachtet hat, ist ausserstande, sich ein richtiges, sachliches Bild davon zu machen.

Gibt es tatsächlich einige wenige, die relativ gut geführt werden, so sind doch die übrigen am richtigsten als Häuser des Leidens und des Elendes zu bezeichnen. Manche sind klein und beschränkt im Platz, andere gross und ausgedehnt wie Kasernen; oft sind die Stuben oder Schlafsäle mit Betten so voll besetzt, dass für Armstühle u. drgl. kein Platz übrig bleibt. — Eine dieser Anstalten, die wir letzthin besuchten, beherbergt eine grössere Anzahl Greise; im gleichen Saale ist die eine Hälfte der Insassen körperlich gebrechlich, aber geistig gesund, die übrigen sind geistig anormal. Wird einer schwer krank und ist dem Tode nahe, müssen alle andern dem Todeskampfe beiwohnen, ihn mit ansehen, stirbt er dann — und der schauerliche Anblick des Sterbens bleibt den Zimmer- und Saalgenossen nicht erspart —, wird ganz automatisch einem Neuaufgenommenen der leere Platz angewiesen. Anderswo müssen Epileptische und Idioten den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch zusammenleben, weil Raum und Personal fehlen. Greise, die noch im Vollbesitze ihrer geistigen Gesundheit sind, deren Bewusstsein und Gedächtnis ungeschwächt ist, die daher die Unwürdigkeit ihrer Lage voll einzuschätzen wissen, werden gar oft zur Arbeit gezwungen, mitunter sogar in Kellern.

Oft auch befinden sich diese Anstalten in einsamen Gegenden, weit abseits vom Verkehr; ihre Bewohner haben nicht die Erlaubnis auszugehen, und spüren darum die Vereinsamung doppelt. Wie bereits weiter oben geschildert, hängt das alte Gemüt am Alten, immer Dagewesenen, und Fluss und See, Wald und Feld, die Gasse, das Nachbarhaus, das frohe Geplauder von Kindern sind Bestandteile und Unentbehrlichkeiten ihres Lebens geworden, unter deren Nichtmehrvorhandensein sie physisch leiden. Das Armenhaus ist eine Stätte der Ausgestossenen, der Verlassenen, der Eintritt in dasselbe ein Hintersichlassen alles dessen, was ihnen lebenswert erscheint, ein Begraben ihrer Hoffnungen und Freuden.

Wir fragen: Was mögen ein wackerer Greis, eine brave alte Frau empfinden, wenn sie, von allen und von allem verlassen, aus ihrem Dorfe nach diesen Anstalten ziehen müssen, wo die Schwermut zu Gaste ist, wo die Traurigkeit wohnt?! Welch einen Eindruck muss das auf ihre Seele machen und was mag alles in ihr vorgehen?! Nun versteht man den tief eingewurzelten Schrecken vor den Armenhäusern.

Weitere traurige Zeugen für die Isolierung, das gänzliche Abgeschnittensein dieser Alten von allem Lebenskontakt sind ihre Gräber. Grabsteine, Blumen sucht das Auge vergebens, verwahrlost und einsam liegen sie zwischen den gepflegten Ruhestätten Wohlhabender; auch kommt es vor, dass sie sich abseits in einem besonderen Teil des Friedhofes befinden.

Ausser diesen kleineren Asylen haben wir in unserem Lande grosse *Pflegeanstalten*, die, wenn auch nicht eigentliche Armenhäuser, doch deren Charakter tragen. Es sind dies eine Art Kolonien für unheilbare Kranke, die, meist ohne eigene Mittel, von ihren Gemeinden dort versorgt werden. Einige dieser Anstalten beherbergen in der Hauptsache alte Leute und da die Sterblichkeit verhältnismässig gross ist, ist auch die Zahl derer nicht gering, welche in der wenig Mut und Trost spendenden Umgebung für eine längere oder kürzere Zeitspanne zu leben haben.

In menschlicher Hinsicht ist ein Besuch in einer solchen Anstalt demütigend. Normale, geistig noch rüstige Individuen werden gezwungen, täglich

Zeugen des physischen, geistigen und moralischen Zerfalls zu sein. Zu dem Bewusstsein der äusseren Isolierung tritt das Gefühl auch des innern Preisgegebenenseins gegenüber allen zersetzenden Einflüssen. In einigen Jahren, wenn vielleicht die allgemeine Erkenntnis so weit gewachsen ist, wird man sich Rechenschaft geben von dem menschlich Unwürdigen einer solchen Lage. Normale Greise gehören nicht in solche Anstalten, sondern in Bezirksasyle, die entsprechend eingerichtet sind, um ihnen die nötige Pflege angedeihen zu lassen, wo durch eine würdige Behandlung ihnen das Gefühl ihres Menschentums erhalten bleibt und sie nicht zur Nummer degradiert werden. Die Aufsichtskommissionen, die über solche Anstalten gesetzt sind, sollten nicht nur das ökonomische Moment im Auge haben, sondern vor allem das menschliche. Mitglieder unserer Stiftung sollten ihren Einfluss in dieser Beziehung geltend machen und sich in diese Kommissionen hineinwählen lassen.

Solange Verbesserungen in dieser Hinsicht nicht erzielt sind, möchten wir den kantonalen Vorständen und den Vertretern unserer Stiftung empfehlen, alles zu tun, um die Versorgung würdiger Greise in derartige Anstalten zu vermeiden und solche, die schon dort sind, daraus möglichst zu entfernen. Damit müssen wir beginnen, es wird dieses das beste Mittel sein, um die kantonalen Asyle und Pflegeanstalten zu entlasten und die Armenanstalten zu reformieren. Den armen Familien müssen die Mittel gegeben werden, um ihre Alten bei sich zu Hause behalten zu können. In die Anstalten gehören nur die Anormalen und in die Asyle nur diejenigen Alten, die nirgends anderswo Unterkunft finden.

Leider fehlen solche wirkliche „Asyle“ noch fast ganz und die wenigen, die vorhanden sind, sind überfüllt. Es ist höchste Zeit, für unsere Alten, Verlassenen, Kränklichen, Bezirksasyle zu bauen oder Häuser zu kaufen, die als Asyle eingerichtet werden können. Einige verdiente Männer haben sich mit Erfolg dieser Aufgabe gewidmet. Möge sie der Gedanke an diejenigen, die dort Ruhe und Erholung finden werden, begleiten, ermutigen und ihnen die Kraft verleihen, alle Hindernisse zu überwinden.

Wir können heute nicht vom Alter sprechen, ohne **die Altersversicherung** zu erwähnen. Es gibt vielleicht keine zweite Frage, welche die öffentliche Meinung so beschäftigt; alle Klassen und Parteien sehen sich gezwungen, dazu Stellung zu nehmen. Bedeutet dies, dass man anfängt, die wirklichen Bedürfnisse des Alters besser zu verstehen oder dass die Frage reif ist und nach ihrer Lösung drängt? Leider ist man weit davon entfernt.

Wenn wir auch die Fortschritte der letzten Jahre auf sozialem Gebiet voll anerkennen, so erwarten wir doch nicht alles von ihnen, denn die Ursachen des Uebels liegen nicht in der grösseren oder geringeren Vollkommenheit der Einrichtungen, sie liegen im Individuum selbst. Die Anregung der privaten Nächstenliebe wird immer eine unumgängliche Ergänzung der sozialen Reformen sein. Es wäre ein grosser Irrtum, zu glauben, dass die Altersversicherung die volle Lösung der Altersfrage gewährleistet. Es sind Momente innerer Natur, worunter unsere Greise am meisten leiden, und die von noch so vollkommenen Versicherungseinrichtungen niemals befriedigend gelöst werden können.

Wenn wir aber noch keine Versicherung in unserem Lande haben, so wollen wir den Fehler nicht in oberflächlicher Weise allein dem Staate zuschreiben. Nicht unsere Bundesversammlung trägt die Schuld, sondern unser ganzes Volk, bei welchem Interesse und Liebe zu den Alten noch zu gering

sind, um einer beförderlichen Verwirklichung die Wege zu ebnen. Ein Beweis dafür sind die oben gemachten Schilderungen.

Alles, was auf humanitärem Gebiet in einem Lande geschieht, muss, soll es die Frucht bringen, die man erwartet, der direkte Ausfluss des gesamten Volkswillens sein. Nur, was bewusstermassen aus der Volksseele heraus entstanden ist, wird auch vom Volke unterstützt, getragen. Dieses Bewusstsein gross zu ziehen, ist unsere Aufgabe, da es der wirksamste Faktor unseres nationalwirtschaftlichen Lebens ist. Sucht man die Lösung auf anderem Wege, so besteht die Gefahr, dass das Verantwortlichkeitsgefühl des Volkes, sein Gewissen, mehr und mehr abgestumpft werden.

Selbstverständlich wird die Altersversicherung unserem Lande zum Wohle gereichen; wie viele Entbehrungen werden durch sie beendet, wie viele Leiden aufgehoben! Aber es würde unserer Sache schaden, zu glauben, dass mit dem Gelde alles für unsere Alten getan ist.

Wenn wir einen Blick zurückwerfen auf die letztvergangenen Jahre, so dürfen wir uns freuen über die Fortschritte, welche in der Sache des bedürftigen Alters durch unsere Stiftung gemacht worden sind. Es lag ein Segen auf dem Werk, und schon mancher durfte dessen teilhaftig werden. Allen denen aber, welche mitgearbeitet haben und noch mitarbeiten, möchten wir am Ende des vierten Jahres des Bestehens der Stiftung im Namen der vielen Unterstützten unsere Dankbarkeit bezeugen.

Die Stiftung „Für das Alter“ erfreut sich nunmehr der Unterstützung aller Kantone, aller Klassen und aller konfessionellen und politischen Strömungen unseres Landes, sie ist somit im wahren Sinne des Wortes ein nationales Werk.

Aber wenn sie auch bereits Positives leisten durfte, so ist die Aufgabe doch erst begonnen und wartet des weiteren Ausbaues, und dieser liegt darin, die Losung „Für das Alter“ überzeugender, tiefer der Volksseele einzuprägen. Das Interesse, welches in einem Volke für seine Alten besteht, ist ein Gradmesser für seine kulturelle Entwicklung.

Jetzt, da die kantonalen Komitees alle gegründet sind, wäre nichts unserer Stiftung schädlicher, als in ihr eine blosser Verwaltung zu erblicken, die möglichst zweckmässig Gelder sammelt und dieselben möglichst zweckmässig zur Verteilung bringt, also ein reines Geldinstitut. Die Stiftung „Für das Alter“ ist wohl eine Organisation, aber eine Organisation, der die Seele nicht fehlen soll. Suchen wir darum fortwährend, diese Seele unserer Sache lebendig zu erhalten durch das freudige Zusammenwirken aller ihrer Organe!

Familiensinn und Familiensimpelei.

Eine zeitgemässe Betrachtung von *M. Steiger-Lenggenhager*.

Gewiss, es ist so: vieles ist jetzt in Aufruhr, in Gärung, in Auflösung begriffen, was Jahrhunderte lang feststand wie ein Fels. Nicht nur Throne stürzten, nicht nur Reiche fielen auseinander, auch geistige Volksgüter fallen allgemeiner Verheerung zum Opfer, unter vielen andern: der Familienbegriff verblasst. Ist es eine spontan und sporadisch auftretende Erscheinung, ist es eine Ansteckung aus Moskau, kommt es von oben herunter, steigt es von unten herauf, ist es Ursache, ist es Folge einer langen Kette von politischen, wirtschaftlichen, religiösen, sozialen Zuständen, ist es eine Krankheit, die überwunden

werden kann, oder eine Notwendigkeit, die aus der Zeit heraus geboren wurde? Ist es gut zu heissen, ist es zu bedauern? Wer kann das entscheiden? Tatsache ist, dass der Familiensinn in weiten Kreisen sich zu lockern beginnt, und zwar, was bemerkenswert und eigentümlich ist, nicht etwa nur in den Familien des sozialen Proletariats, wo nach weit verbreiteter Ansicht überhaupt der Familiengeist nie so ausgeprägt sein könne wie in den Familien der obern Schichten, vor allem bei den alten Geschlechtern, d. h. also in eigentlichen „Familien“, sondern auch in diesen letztern selbst, wie auch unter den Gebildeten, unter dem Mittelstand, überhaupt in allen Kreisen der Bevölkerung; es ist nicht eine Standes-, sondern eine Allgemeinerscheinung. In den meisten Haushaltungen ist mit der Einführung von Gas und Elektrizität nicht nur buchstäblich das alte, gemütliche, lodernde Herdfeuer erloschen, sondern auch all das, wofür es Sinnbild und Verkörperung war, ist verschwunden, die Seele des Hauses, die im Mittelpunkt des Ganzen lag und von dem alle ihr Bestes, all ihre Kräfte des Gemütes nährten. Man sitzt nicht mehr so viel um den Familientisch bei der traulichen Wohnstubenlampe.

Gründe? Oh, das „verelendete“ Proletariat hat sie rasch zur Hand: in seinen „schlechten Wohnlöchern“ ist es ihm nicht wohl. Drum geht der Mann abends lieber ins Wirtshaus oder in eine Parteiversammlung; die Mutter ist müde, was sollen da die Kinder bei ihr? Sie treiben sich auf der Gasse herum, und wenn sie grösser sind, machen sie's dem Vater nach, und die Mädchen wissen auch, wo's lustiger zugeht als daheim. In solchen Verhältnissen ist die Rechnung bald gemacht, nicht wahr? wenn es auch eine andere Frage ist, ob sie wirklich stimmt und ob die gleichen Leute in einer besseren Wohnung es anders machen würden. Oder wie ist's in den Villen und den schönen Wohnpalästen der Stadt? Wie ist's unter den Bemittelten und Gebildeten, dort, wo einen nicht der Ekel vor der öden, hässlichen Behausung, vor Kinderlärm, nicht geistige Oede und Langeweile, und auch nicht immer nur Vergnügungs- und Genußsucht aus dem Hause treiben? Sitzt man dort in den schönen Stuben beieinander, in lieblichen Gesprächen und geistreichem Gedankenaustausch, in gegenseitigem Geben und Nehmen, Alte und Junge, Mann und Frau? Oder hat der Papa heute hier eine Sitzung, morgen dort eine Versammlung zu besuchen, geht die Tochter in jenen Kurs, der Sohn an diesen Vortrag, und die Kleinen, sind sie irgendwo in der Nachbarschaft? Die Mutter mag den Tag über auch gern ihre Ruhe haben bei der Arbeit und schickt die ganz Kleinen mit dem Kindermädchen spazieren, und sobald es angeht, meldet sie sie beim Kindergarten an und ist froh, wenn erst einmal die rechte Schule ihr die Sorge und Verantwortung für die Kinder abnimmt, wenn am Sonntag die Buben sich irgendwo an einem Fussballmatch vergnügen, die Mädchen bei Freundinnen sich gut unterhalten. Das eine geht dahin, das andere dorthin. Soll das nun eigentlich so sein, oder soll es nicht so sein? Ist es nicht ein Zeichen reger und vielseitiger Interessen, dessen man sich freuen soll? Ja — wenn es nicht zu weit geht. Jedes hat eben seine eigenen Interessen, denen es nachgehen muss; das ist man sich selber schuldig. Das ist besonders für die Jungen so selbstverständlich, nicht wahr? da diskutiert man gar nicht darüber. Und für den Vater? — nun, er ist von Berufs wegen zu so Vielem „verpflichtet“, da gibt's auch kein Markten. Was Wunder, dass es der Hausfrau manchmal vorkommen will, als stehe sie nur einer Pension vor mit Kostgängern, die zum Essen kommen und wieder verschwinden, sobald sie den Mund gewischt haben. Was Wunder, dass das Zu-

sammengehörigkeitsgefühl schwindet, dass die Kinder dem Vater, der nie da ist oder nicht gestört werden will, nicht viel nachfragen, die Mutter nur als ihre leibliche Versorgerin betrachten, bei der man sich holt, was man braucht und dass man sonst nach seinem eigenen Geschmack lebt. Man fühlt sich nicht als ein festes, unantastbares Familiengefüge mit einem festen Band gemeinsamer Interessen. Man wundere sich darum nicht, wenn unsere heutige Jugend oft einen haltlosen Eindruck macht, und zwar vom Jungburschen bis zum Studenten, vom Lehmädchen bis zur „höhern Tochter“. Ihr fehlt oft der feste Grund eines warmen, nicht verzärtelnden, aber guten, tüchtigen Elternhauses, das erfüllt ist von einer guten Ueberlieferung, von einer gesunden, sittlichen Weltanschauung und von Verständnis für die Forderungen einer neuen Zeit, wo das gute Alte Geltung behält und das gute Neue willkommen ist. Diese Jugend, die scheinbar so ganz anders ist als frühere Jugend, die selbständige, die mit 16 Jahren nicht mehr fragt, ob sie heute ins Theater darf in das und das Stück, ob sie dieses oder jenes lesen, hören oder sehen darf, die einfach geht, liest, schaut, hört und tut, was sie will (und was „die andern“ tun!) — die lacht über das Entsetzen der Alten, diese Jugend, die, noch in den Kinderschuhen, den „Faust“ „kennt“, Strindberg und Zola liest, der die Klassiker Zuckerwasser sind, die über elterliche „Ansichten“ die Achsel zuckt und ausrechnet, wie bald sie mündig wird und „frei“ und ihrer „tiefinnersten Bestimmung und Neigung“ folgt, die lästigen Fesseln des Elternhauses abschütteln kann, die über Autoritäten lächelt, diese Jugend sehnt sich im Grunde — oh, sie weiss es ja selber nicht und sie würde jeden Gedanken daran hohnlächelnd von sich weisen — und es ist doch wahr: sie sehnt sich nach Autorität, nach Familie, nach Wärme, nach einer vernünftigen Führerhand, und der rauschhafte Freiheitstaumel, in dem sie sich befindet, das ostentative Negieren aller Blutsbande ist im tiefsten Grunde nur ein Ausdruck dieser Sehnsucht und wird über kurz oder lang einem gesunden, natürlichen Familiensinn weichen zum Wohl des Einzelnen und des Volkes, d. h., sobald wir Alten eingesehen haben, dass die Familie die Grundlage des Staates ist, und dass man ihr wieder die richtige Pflege angedeihen lassen muss, damit ihre Glieder als Ganzes eine wirkliche Lebensgemeinschaft bilden, nicht nur eine Tischgesellschaft.

Aber nicht wahr, es gibt doch noch Familien, vielleicht sogar sehr viele, wo der „Familiensinn“ gepflegt wird. Oh ja, ich weiss, da gibt es Häuser, wo alle Wände voller Familienbilder hängen, wo man sich rührende Mühe gibt, dem zweijährigen Ideli schon all die Namen der Tanten und Onkel, Basen und Vettern einzuprägen, wo das Studium all der Verwandtschaftsgrade ein wahrer Kult ist, wo die Kinder selbstverständlich nur Namen aus der Verwandtschaft tragen, wo ein fremder Name ein Affront gegen die „Familie“ wäre, wo es ein unverzeihlicher Schnitzer ist, wenn eine Base einmal als Verwandte von Vaters Seite angesprochen wird, während sie doch ein Bruderskindeskind von Mutters Grossmutter ist, allerdings aus zweiter Ehe. Freilich gibt es Familien, wo es ein Staatsverbrechen wäre, wenn man einen Geburtstag vergässe und wo es keinem Gliede einfiel, Sonntags einmal eine Abmachung mit einem Freunde zu treffen, wenn doch heute (wie fast alle Sonntage) Onkel Otto kommt! Familien, wo jeder höhere Festtag „Familienstag“ ist, wo es ganz ausgeschlossen ist, dass jemand fehlt, wo die ganze Verwandtschaft zusammen kommt. Tante Sophie und ihre Kinder verstehen sich zwar herzlich schlecht mit Tante Berta und ihrem Anhang, und es gibt unter den Jungen jedesmal ein grosses Lamento: „Ach was,

wie langweilig, wieder Familientag,“ und Onkel Georg kommt zwar jedesmal verärgert heim, weil Vetter Karl immer „so verrückte Ansichten“ hat, aber trotzdem — es ist nun einmal die „Familie“. Bei dem jungen Paar steht die erste Taufe bevor. Die junge Mutter hat eine Freundin, die ihr sehr nahe steht, und sie hat eine Schwester, mit der sie in steten Reibereien lebt. Wer wird natürlich Patin? Nun, doch die Schwester, „weil’s die Schwester ist.“ In Frau Klaras reichlich geführtem Haushalt fallen allerlei gute, brauchbare Sachen, Kleider und Spielzeug, ab von den Kindern; nicht dass Cousine Berta sie grad nötig hätte und dass nicht die arme kinderreiche Flickerin sie sehr dringend brauchen könnte, immerhin — Berta nimmt’s schon und so bleibt’s doch in der Verwandtschaft. Zuerst kommt doch immer die Familie, nicht? Ob man ihr die Puppenstube nicht gegen Arbeit überlassen würde für ihre Kleine, die so viel allein sein muss, fragt die Putzfrau, die nun zum zehntenmal bei dem alljährlichen Grossreinemachen im Estrich auf diese Puppenstube stösst; diese Kinder sind ja nun doch längst zu gross für so was. Ach nein, diese Puppenstube kann sie nicht haben, die kann man wohl einmal noch in der Verwandtschaft brauchen, oder einmal für die Grosskinder. — Ob Frau Anna nicht auch mithelfen wolle bei dieser sozialen Aufgabe, sie würde dank ihrer reichen Kenntnisse und Erfahrungen auf diesem speziellen Gebiet (und da sie doch ein so tüchtiges, vertrautes Dienstmädchen hat und also entbehrlich ist) sehr wertvolle Dienste leisten können. Ach nein, das könnte sie leider durchaus nicht, denn man könne doch nie wissen, ob sie nicht vielleicht doch einmal zu Hause vermisst würde, und dann sei sie eben der Ansicht, dass die eigenen Kinder das erste Anrecht hätten auf einen, nein, sie würde sich ein Gewissen daraus machen, wenn sie da fremden, armen Kindern nachlaufen würde.

Ein wahres Ereignis: An der Schiffände in der Dämmerung. Ein kleines Gedränge von Leuten, die aufs Schiff warten. Plötzlich ein Plätschern im Wasser: es ist jemand ins Wasser gefallen. Ein Schrei aus Frauenmund: „Alice, wo bist du? Hilfe, Hilfe, mein Kind ist ins Wasser gefallen! Schnell! Schnell!“ Aber da schiebt sich ein Kind zu ihr hin: „Nein, nein, Mama, hier bin ich ja.“ „Ach so“, und beruhigend wendet sich die Mutter ans Publikum: „Nein, es ist nicht mein Kind“ und in einem Ton, der deutlich sagt: ihr braucht euch nicht weiter zu bemühen, „es ist jemand anders“. Und tatsächlich kümmert sich die Frau auch nicht im geringsten um den weiteren Verlauf des Unfalls. Mutterliebe? — nein Mutter-, Familienegoismus.

Onkel Hans hat in der ihm unterstehenden Verwaltung eine Stelle zu vergeben. Es haben sich mehrere tüchtige und geeignete Bewerber gemeldet — trotzdem: man muss doch sehen, dass Neffe Paul sie bekommt, er versteht zwar nicht viel von der Arbeit und ist nicht der zuverlässigste Mensch, aber — Familienrücksichten.

Wir sehen, dass gesunder Familiensinn dazu angetan ist, das Gemeinschaftsgefühl, den sozialen Sinn zu wecken, weil die Familie als die kleinste und natürlichste Gemeinschaft von Menschen eine Schule ist für Betätigung und Äusserung aller derjenigen Eigenschaften, die der Staat von tüchtigen Bürgern verlangen kann. In der Familie lernt der Einzelne sich einem Ganzen unterordnen, seine Interessen dem Wohl der Gemeinschaft zu opfern, er lernt Rücksicht zu üben gegenüber seinem Nächsten, andere Ansichten zu achten und zu dulden, er kann sich üben in Hilfs- und Verzichtsbereitschaft usw. Andererseits ist Familiensimpelei, d. h. ein Familiensinn, der ins Grotteske geht, verknöchert ist, Familiensinn, der

keinen Sinn mehr hat, weil er nur noch den Buchstaben, Götzen anbetet und ihm alles opfert. Er ist in seiner Auswirkung antisozial und fortschrittfeindlich und wird zum Familienegoismus, der im ganzen nicht besser ist als der persönliche Egoismus.

Wien im Dezember 1921.

Reise-Plauderei von *Dr. Martha Sommer*, Ralligen.

I.

Seit 1913 sah ich Wien nicht mehr. Damals noch im heiteren, üppigen Frühlingsleben, jetzt in grauer Winter-Trübsal. Alte Freundschaft wollte ich wieder neu kräftigen, und das soziale Wirken und Schaffen meiner Freundin, Frau Dr. Schwarzwald, aus der Nähe sehen. Sie bat mich schon lange darum. So fuhr ich Ende November mitten unter allerlei Volk durch den verschneiten Arlberg. Blutjunge Zürcher Bürschchen, Lust und Vorfreude verratend mit Aug und Rede, für alle für sie bereiten Wunderdinge Wiens, schöner und nicht schöner Art. Messbudenweiber mit jenem deutsch-schweizerischen Schauer-Dialekt, erworben durch das Herumziehen von Markt zu Markt, meist in Begleitung eines Jünglings, als männlichem Schutz auf der gefahrvollen Geschäftsreise, der sich dann aber, wie ich zufällig beim Heimreisen mit Lust beobachtete, bei den schweren Kämpfen und Aufregungen am Schweizerzoll hinter die Koffern zitternd verbarg und der Heldenfrau feige den Kampf überliess. Kleine Wirte aus dem Solothurnischen, Tag und Nacht die Weinflasche auf dem Boden, zwischen den Knien, auf dem Tischchen, in der einen Hand, und Brot und Wurst in der andern, wenn sie nicht gerade im Speisewagen sich aufhielten. Reiseleute, die man nur ertrug, wenn sie durch irgend etwas Ergötzlich-originelles die zeitweise einförmige Reise einem kürzten.

Dazu dann aber auch wohlgenährte, wohlherzogene, wohlgekleidete (bei der Hinfahrt noch Pelzmantellose) gesetzt und zurückhaltend sprechende Bürger und Bürgerinnen, wohl auf Weihnachtseinkäufen begriffen. Auch zweifellos Diplomaten reisten mit, in reserviertem Coupé, mit besonderer liebevoll respektvoller Gebärde vom typischen „Cookman“ im Zürcherbahnhof versorgt. Man sprach englisch, und war mit reichem Pelzwerk und Pelzdecken schon versehen. Also kaum Pelzjäger.

Von Buchs fuhr eine kleine Familie, Mutter, Tochter und Enkelbübchen von Amerika her, in die Heimat hinter Agram. Der reiche Dollar gestattete den einfachen Leutchen eine Besuchsreise in die Heimat. In ihrem weichslerisch gebrochenem Deutsch meinte die alte Frau zu mir:

„Eine Mutter hat immer Sehnsucht. Sind die Kinder weg, sehnt sie sich nach ihnen. Ist sie bei ihnen, möchte sie doch wieder heim zum Manne. Ist sie zu Hause, möchte sie wieder am andern Ort sein. Ihr Herz wird nie stille.“

Und ihre braunen weichen Augen blickten trüb versonnen. Die Amerika-luft schien der feinen blonden Tochter gut getan zu haben: so auffallend sie der Mutter glich, ihr Wesen war strafte, zielsicherer; prompt und gewandt erfüllte sie alle nötigen Reiseforderungen für Mutter und Bübchen. Morgens 2 Uhr verliess die kleine Karawane den Zug, um den Anschluss nach Agram zu bekommen.

Eine junge in Amerika verheiratete Rumänin war vom Schiff her mit den andern von New-York herüber und weitergefahren. Sie sprach nicht deutsch und so begleitete ich sie zum österreichischen Pass. Aber Entsetzen! sie hatte ihrem Reise-Agenten in New-York mehr geglaubt, als der kleinen Agramerin, sie brauche kein österreichisches Visum in Zürich einzuholen. Schiedsspruch: „Entweder sofort nach Zürich zurück, oder Bezahlen einer Strafe von 32 Dollar. Was die Pass-Männer augenscheinlich im stillen hofften, tat die Reise-Ungewandte: sie zahlte den Wertbetrag von mehr als 200,000 Kronen! Wie sie sich wohl in den Raub teilten, die Pass-Herren?

Aber das unendlich gutmütige fette Wesen tröstete sich noch bald. Sie verkürzte mir am andern Morgen die ungemütliche gemütlich-österreichische Verspätung von zweieinhalb Stunden mit Plaudern aus ihrem New-Yorker Heim und ihrer glücklichen, wenn auch kinderlosen Ehe. Sie ging heim, ihre Eltern bei Bukarest zu besuchen, und meinte jetzt schon, mit ihren runden Kinder-Augen mich anstrahlend: „How I am glad to return in spring.“ Also auch hier die ewige Sehnsucht! —

Es ist etwas Wundervolles und Wunderliches zugleich ums Reisen, und für mich besonders ums Allein-Reisen, in fremder Stadt.

Wohl schaffen meine gespannt offenen Sinne an Bauart, Luft und Lage, an Kunstdingen und Menschen für meinen Erinnerungsschatz das besondere Bild, aber vor diesem hebt sich mir meist eine charakteristische menschliche Gestalt ab, die mit der Zeit zum förmlichen Symbol für jene Stadt wird. So sehe ich mir Frankfurt in der Erinnerung immer als eine reife, stattliche Dame, in der zivilen Uniform tadellos sitzender deutscher Eleganz, stilvoll ihren altgewohnten bürgerlichen Reichtum bewusst zur Schau tragend. Sie schreitet an hellem Herbsttag über den Opernplatz, den parkettsaubern. Ich begleite sie plaudernd ein Stück Weges, sie sieht kritisch an meinem schlicht-unmodernen Kleid herunter, ich fühle mich sofort leicht unfrei, unberechtigt gedemütigt, ärgere mich im nächsten Augenblick über diese meine dumme Unfreiheit, und doch! — komme ich wieder nach Frankfurt, freue ich mich wieder am Zusammenspiel der mannigfachen Äusserungen des dortigen Reichtumes — und fühle im voraus wieder die leichte peinliche Hemmung.

So fiel mir denn bei meinem Besuche letzten Winter zur Neujahrszeit sofort der starke Gegensatz in der äussern Erscheinung Frankfurts von einst und jetzt auf. Meine stolze Dame tat mir leid in ihrer Verarmung.

Wie anders Wien! Als man mich beim heurigen Heimkommen fragte: „Nicht wahr, Wien sieht schrecklich heruntergekommen und verlottert aus“? musste ich ehrlich sagen: „daraufhin hab' ich's gar nicht angesehen“.

Frag ich nach dem Kleid, wenn das liebe altbekannte Frauenwesen mit warmem Händedruck und leuchtender Wiedersehensfreude mich begrüsst? Mag sein Kleid schadhafte, verschlissene und nicht allzu genau geflickt sein: ich sah nun wieder seine zeitlos anmutige Form, die unbekümmerte körperliche Schönheit hervorheben, die mich vor 35 Jahren in ihren Bann nahm, als ich junge Ärztin meine erste grössere, länger als zwei Stunden dauernde Reise antrat, um jenen Winter am Wiener allgemeinen Krankenhaus zu verbringen.

„Wie lieb, dass Du wieder mal nach mir schaust!“ — Und wir schlenderten Arm in Arm altbekannte Wege.

„Aber schau nur, gelt, eine nötige Herrschaft sind wir geworden“. — Etwas von ihrem alten neckischen Ton war wieder da, aber der Blick mit

dem sie an sich heruntersah, voll wehmütiger Tränen. „Ach geh, so was Äusserliches! Für mich bist Du doch, was Du immer warst: die schönste, feinste, liebste Frau, die ich kenne.“ „Aber *Du* machst Komplimente! das hast Dir scheint's erst aufs Alter gelernt“, lachte sie.

„Weisst Du, nie hab' ich vergessen, wie Du reiche, vielumworbene schöne Frau damals mich scheues, ungalantes, weltungewandtes Schweizer-Menschenkind verwandelt hast. Vom ersten Tag an hast Du mich treuherzig, unbefangen und lieb zu Dir aufgenommen, hast mich mit Deinen Kindern lachen gelehrt, hast mir meine ungeübten Augen und Ohren für all die Fülle von Schönem überall in Deinem weiten bunten Haus aufgemacht. Dürftig bin ich gekommen, und reich, fürs ganze Leben reich, bin ich von Dir gegangen.“

Wie bitter leid tut mir's, dass ich Dir so wenig vergelten kann, besonders jetzt, wo ich Dich und die Deinen so tief gedemütigt, in schwerer Not weiss.“

„Ja, die drückt schwer, Du hast recht. Verschuldet oder unverschuldet, leiden tut man eben gleich.“

„Und wo bist Du denn abgestiegen?“

„An der Josefstadt bei Schwarzwalds. Dort bin ich wieder so recht bei Dir „zu Hause“ und willkommner Gast. Es ist so ziemlich alles wie ehemals. Aber fröhlich singen hör ich nimmer so viel und das altmodische Verslein nun gar nicht mehr. Die Kinder in der Schule sangen's früher so überzeugt, so selbstverständlich, so übermütig hinaus.“

„Du meinst unser:

Grünet die Hoffnung, halb hab' ich gewonnen,
Blühet die Treue, dann hab' ich gesiegt.“

„Ja: Ist mir mein Glück nicht gänzlich genommen,
Wahrlich, so bin ich von Herzen vergnügt,
Kummer und Plagen — will ich verjagen. —“

„Lange konnt' ich nicht mehr ans Besserwerden glauben, und an Treue und Freundschaft. Aber wenn dann unsern Kindern wieder so viel Liebes, als ganz selbstverständlich, von draussen, von Euch besonders getan wurde, dann fing's doch wieder in mir zu summen an: Blühet die Treue —“

Wir waren mittlerweile über den Ring gegangen und gegen die glänzenden Häuser.

„Wenn ich's mal ohne jene Leut' dort machen kann, die fremden Kommissionen, die Sieger-Sauger — still, ganz still — und sie hielt sich den Mund — und das Schieber- und Valuta-Jägerzeug, das sich so üppig macht dort, dann erst atme ich auf. Aber jetzt *muss* ich sie ertragen. Sie bringen meinen Kindern — Du weisst ja, wie sie's Arbeiten gern haben, 's ist ihr Leben — sie bringen ihnen zu tun, und das macht sie doch ein bisschen glücklich und vor allem zufrieden, und sie vergessen das Darben eher als beim Nichtstun. Glaub' mir, sonst hätte ich längst schon den bösesten Hausstreit! Und was gibt's Schlimmeres? Wenn ich's nur noch erleb', dass die Kinder einmal die schönen Dinge, die sie machen, wieder selber kaufen können und sich dran so recht freuen.“

Wir waren durch die Burg gegangen, den Kohlmarkt und den Graben auf und ab.

„Aber nun ist's wohl Zeit für Dich, zu meiner Schwarzwaldtochter zu gehen. Was das Ding sich eins abplagt von morgen bis abend, das Arme! Arm ist's am Beutel geworden, aber reich, überreich durchs Leben. Hätt' ich doch recht viele, viele solche! — Da sind wir an der Wallnergasse.“

Sie schob mich in den Lift von N° 9.

„Grüss recht lieb oben und aufs Wiederschauen!“

In der Sprechstunde.

Im 4. Stockwerk setzte ich mich, fest in meinen Mantel gewickelt, in eine etwas verborgene Ecke vom Arbeitszimmer meiner Freundin. Der grosse, helle Raum war ungeheizt. Seit die Not der Zeit die ungewöhnliche Tatkraft von Frau Dr. Schwarzwald, ihre weitsichtige, praktische Klugheit, ihre werktätige Herzensgüte, vor allem ihre geniale Organisationsfähigkeit für sich beanspruchte, legte die Gründerin der Schwarzwaldschen Schulanstalten, die sie im Verlaufe von 25 Jahren aus kleinsten Anfängen zur heutigen Höhe entwickelt hatte, zur Leitung in die Hände einer ihrer ältesten und tüchtigsten Lehrkräfte. Das Direktionszimmer in der Schule wurde seither zum Zentrum eines weitverzweigten Dienstes für Kinderfürsorge, für Greisenpflege, Volksspeisung usw. Hier treffen sich auch alle zur Beratung, die mit der unermüdlichen, optimistischen Führerin zusammenarbeiten. Mein täglicher Beobachtungsposten wurde mir zum liebsten Ort während meiner Wiener Ferien.

Tag für Tag führte von 11 Uhr an der alte Schuldiener das verarmte, arbeitende Wien in lebendigem Bild an mir vorüber, zu dem Stuhl neben dem breiten Doppelschreibtisch der „Frau Doktor“.

Mit einer ungemeinen Raschheit und Präzision wird Bittgesuch um Bittgesuch erledigt. Die Bittsteller selber, meist dem gebildeten Mittelstand angehörend, kommen den knappen, zielsichern Fragen aber auch mit kurzer, einfacher, sachlicher Rede und Antwort entgegen. Zeit sparen ist hier dringend, das fühlen alle. Leute aus den untersten Kreisen fehlen völlig. Sorgfältig angezogen, wenn meist sehr einfach, nicht modisch, sind die meisten. Sie tragen augenscheinlich ihr bestes Zeug. Studenten, Bureauangestellte, Lehrer, Lehrerinnen, das grosse Heer der sogen. Pensionierten und Rentner, deren ohnedies kleine Rente den wahnsinnigen Preissteigerungen des Notwendigsten längst nicht mehr genügt. Das Alter wiegt vor.

Öfters trägt der Diener eine Karte voraus. Mit „Excellenz“ und andern hohen Titeln werden diese Bittenden höflich und freundlich begrüsst. In einer kleinen Atempause, als sich meine Freundin selber auch setzte, fragte ich, warum sie noch die unrepublikanischen Titel austeile?

„Was hat diese neue Zeit denn den alten Leuten gebracht? Feindschaft, Demütigung, Armut, Elend, am Ende ihres Lebens. Und dieses war sicherlich meist auch ein ehrliches, arbeitsreiches, das hast du diesen Leuten am Gesicht ansehen können. Der schöne Titel war für sie das Verdienst und der Schmuck für ihr Geleistetes. Die Achtung hierfür zeige ich ihnen durch die Anrede. Das hebt sie, ja beglückt sie und nimmt den für sie gewiss peinlichen Bitten hier das Demütigende. Eine kleine Glücksempfindung. Und glücklich müssen wir in unserer Zeit die Menschen machen, das ist so wertvoll wie Geld. Beides muss geben, wer es vermag.“

Müde, eben, hoffnungs- und ratlos manchmal war der Ausdruck in den alten, meist graufarbenen, hagern Gesichtern. Aber den einen Zug fand ich bei allen wieder, den ich stets bei den rechten Wienern so schätzte und liebte: den Zug von naiv anmutiger Würde, von Bravheit und Rechtschaffenheit, neben ausgeprägter Intelligenz. Nie habe ich es darum ertragen können, wenn so obenhin vom Wienervolk als von einem tagediebähnlichen, nur Amusement suchenden

Volk gesprochen wurde. Die starke Daseinsfreude der Wiener und die angeborne Lust zu heitern und schönen Dingen ist wohl hinderlich einem praktisch vorsichtigen Leben, von weitschauender, organisierender Klugheit geleitet, aber sie wirkt dafür als köstliches Ferment für Erhöhung von Arbeitsliebe und Arbeitswert, für Stärkung in Hunger und Not.

Manchmal stellte ich mich auch einen Augenblick zum Erwärmen an das kleine, behaglich überheisse, eiserne Öfchen im Kanzleistübchen nebenan. Die Schreibmaschine tippt, das Telephon rasselt fast beständig, ein wirres Durcheinander von Kommen und Gehen, von Leuten aus dem Arbeitszimmer oder direkt von aussen. „Sozialsekretärin“ und Schulsekretärin befriedigen von ihren Plätzen aus alle Wünsche und Befehle mit derselben unheimlichen Raschheit und ordnungschaffenden und zeitsparenden Sachlichkeit, die sie von drüben lenken. Und dabei fühlt man deutlich heraus den ehrlichen, freudigen Willen, mitzuhelfen an den Lebenswerken ihrer mütterlichen Freundin.

Am zahlreichsten sind die Aufträge zu Mitglied- oder Freikarten für die Gemeinschaftsküchen.

„Hier eine Freikarte aus dem Fonds bernischer Arbeitslehrerinnen für die Lehrerin Frl. X.“

„Hier bitte für den Herrn Direktor Y. eine solche aus dem Fonds Oberst F. in S.“

Die zwei alten Leutchen werden aus dem grossen Zimmer hinein in die Kanzlei-Enge geschoben.

„Wo können wir Schuhe für die Kleine hier bekommen? Sie *muss* welche haben, um eine Stelle als Kinderfräulein antreten zu können.“

„Wir haben selber keine mehr, Frau Doktor.“

„Dann bitte, schreiben Sie an das Kleiderdepot vom schwedischen Roten Kreuz — Frau Dr. Byörhmann — und schicken das Mädchel dorthin mit dem Gesuch.“

So geht es ununterbrochen, fast eintönig weiter.

Abends werden öfters auch noch angemeldete Gesuche erledigt: Zwei Damen, beispielsweise beide Witwen, zufällig aus der gleichen Gesellschaftsschicht der Gelehrtenwelt: Eine reizende, feine, blonde Frau in eleganter Trauer. Sie verlor ihren Mann vor einigen Monaten, den angesehenen Kliniker und gesuchten Arzt, Prof. E.

„Ach“, schluchzt sie, haltlos an den Tisch gelehnt, „wir bekommen keine Kohlen mehr seit gestern, wir haben keine Kartoffeln. Wo kann man das alles kaufen? Das Mädchen weiss es auch nicht. Und die Kinder (sie hat fünf) kann ich nicht mehr zur Schule schicken, sie ist viel zu teuer. Und wohin soll ich mich wenden zum Zimmer vermieten? Meine Wohnung ist nun viel zu gross.“ So ging's weiter, das typische Bild, wie eine verwöhnte, reizende Frau der guten Stände so oft das Unglück trägt. Es ist wohl in der ganzen Welt dasselbe.

In einer Viertelstunde sind die Schwierigkeiten ihr behoben: Der Herr Oberbergrat X., ein grosser Wohltäter und Mithelfer für die Schwarzwaldwerke, macht sich das Vergnügen, der Frau Professor E. bis morgen Kohlen zu beschaffen. Kartoffeln liefert der Vorrat der Gemeinschaftsküchen ausnahmsweise. Zwei der Kinder werden in die Schule provisorisch aufgenommen und einen zuverlässigen Zimmermieter mit 75,000 Kr. Monatsmiete weiss die Helferin auch aus glücklichem Zufall.

Die Blonde trocknet die Tränen mit dem schwarzumsäumten Taschentüchlein und geht aufgerichtet und getröstet wieder ab.

Anders die ältere, unscheinbar gekleidete Dame. In Glanz und Ehren ist sie aufgewachsen wie selten eine. Sie ist (meine Freundin flüsterte es mir schnell zu) die Tochter von B., dem gefeiertsten Forscher und Chirurgen aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, dem genialen Schöpfer der Bauch-Chirurgie, dem grossen, feinen Menschen, der, ich erinnere mich gut, damals in Wien gefeiert wurde, mehr wie ein Fürst. Die durch den Krieg zur Witwe geworden, um den Reichtum gebracht, kommt und bittet mit wenigen Worten um eine Mitgliedkarte für die Gemeinschaftsküche und um Hausarbeit!

Ja, unglaublich zerbrechlich ist das Glück von Edenhall, aber wir glauben's erst, wenn wir seine Scherben in der Hand halten. (Schluss folgt.)

Und deiner Liebe Licht...

Wenn du ein Glück errungen,
So halte es dir fest,
Damit sein helles Leuchten
Nicht jählings dich verlässt.

Bring freudig deine Opfer,
Und deiner Liebe Licht
Umglänze still und willig
Auch eine schwere Pflicht.

Denn ohne Opfergaben
Und tiefes Willigsein,
Ward niemals noch erhalten
Des Glückes Himmelschein.

Johanna Siebel.

Vom Büchertisch.

Das Unmittelbare, *Hermann Kutter*. Eine Menschheitsfrage, 3. Auflage. Verlag von C. F. Spittlers Nachfolger in Basel. Geb. Fr. 9.60.

Dieses im Jahre 1902 geschriebene Buch Hermann Kutters erscheint hier in neuer Auflage. Es ist das grundlegende Werk des Verfassers, das seine philosophisch-theologische Gedankenwelt systematisch darstellt. Auf ihm beruhen seine spätern Publikationen „Sie müssen“, „Gerechtigkeit“, u. a., die so viel Aufsehen erregten und die erst dann richtig gewürdigt werden können, wenn man sich auch mit den theoretischen Erörterungen seines Erstlingswerkes vertraut gemacht hat. Kutter gelangt in seinen tiefsinnigen Untersuchungen zum Resultate, dass das Heil der Menschen einzig in der Rückkehr zur Unmittelbarkeit, zum unmittelbaren Leben besteht. Das Unmittelbare aber liegt in uns selbst. Je mehr der Mensch sich selbst findet, desto mehr findet er auch die Unmittelbarkeit wieder. Im Intellektualismus erkennt der Verfasser den grossen Feind unseres Lebens. Wissenschaft und Kunst sind ihm ein Spiel. Die grossen Realitäten liegen in uns selbst. Wir aber leben und weben und sind in Gott. Dies ist der Kerngedanke des Kutterschen Werkes, dessen Studium jedem empfohlen sei, der sich für diese Menschheitsfrage interessiert.

W. M.

Schweiz. Monatsblatt für Schwerhörige. — So benennt sich ein bereits im 6. Jahrgang stehendes Organ, welches die Interessen des „Bundes schweiz. Schwerhörigen-Vereine“ und zahlreicher einzelner Schwerhöriger zu Stadt und Land vertritt. Wenn man bedenkt, dass laut ärztlichen Feststellungen in der Schweiz ca. ein Prozent der Bevölkerung, d. h. ca. 40 000 Personen an Schwerhörigkeit mittleren bis hohen Grades leiden, sind die vielgestaltigen Aufgaben und die Daseinsberechtigung des genannten Blattes wohl ohne weiteres dargetan. Spezialärzte und Pädagogen, Guthörende und Schwerhörende aus allen Schichten der Bevölkerung sind Mitarbeiter der Redaktion (die sich in Bern, Thunstrasse 8, befindet). Das Blatt leistet Aufklärungsarbeit auf mancherlei Gebieten; u. a. für zweckmässige Schulung und Berufsausbildung der schwerhörigen Jugend, Bekämpfung schwindelhafter Anpreisung von Heilmitteln und Apparaten, Förderung des Absehens vom Munde usw. Es will aber vor allem auch bei seinen durch ihr Leiden oft etwas vereinsamten und stets in eine Sonderstellung versetzten schwerhörigen Abonnenten ein Hausfreund werden, der Anregung und Rat bringt und gangbare Wege für den erschwerten Daseinskampf weist.

Mancher Schwerhörige wird den Hinweis auf dieses, seine besondern Bedürfnisse berücksichtigende Blatt dankbar begrüssen. Bestellungen (Jahresabonnement Fr. 3. —) sind zu richten an die Expedition des „Schweiz. Monatsblatt für Schwerhörige“, Bern.

Gemeinnützige Schweizerfrauen, traget zum Gedeihen des „Zentralblatt“ bei, durch Abonnement und Mitarbeit, damit es stets das feste Band bilden kann, das Sektionen und Mitglieder unseres Vereins zusammenhält.

 **INSERATE** 

Home pour jeunes filles

Coq d'Inde 5 **Neuchâtel** Coq d'Inde 5

Heim des Vereins der Freundinnen junger Mädchen

für stellensuchende Mädchen und für junge Arbeiterinnen, Angestellte und Schülerinnen. Pensionspreis Fr. 90—100 monatlich.

Haushaltungsschule
Chailly ob Lausanne
Anfang des Sommerkurses
1. Mai
Praktischer und theoretischer Unterricht
Referenzen und Prospekt bei der Direktion zu verlangen.

Marmorplatten
als Wallbrett in der Küche sehr geeignet, liefert in jeder Dimension
R. Zuber
Marmorwerk
Goldach.

Inserate im „Zentralblatt“ haben grossen Erfolg!

Durch Kauf von 1 Serie

LOSE

mit 1 bis 2 sichern Treffern u. Vorzugslos à Fr. 10 oder Einzellose à Fr. 1
Krankenhaus Aarberg
des kann man Barsummen von

Fr. 50,000
20,000, 5000 usw.
gewinnen.

Reicht dem Glücke die Hand und bezieht einige Lose dieser Wohltätigkeitslotterie. Versand gegen Nachnahme durch die

Los-Zentrale, Bern
Passage v. Werdt Nr. 29.

Maggi's Würze

zeichnet sich aus durch feines Aroma und grösste Würzekraft. Sie ist nicht nur die vollkommenste Würze, sondern vermöge ihrer grossen Ausgiebigkeit auch die billigste im Gebrauch. Man verlange beim Einkauf ausdrücklich Maggi's Würze. 441

Berner-Leinwand

Bett-, Tisch-, Toiletten-, Küchenwäsche in Leinen, Halbleinen und Baumwolle, Spezialität:

Brautausstattungen

liefern in anerkannt vorzüglichen Qualitäten:] 440

Müller-Stampfli & Cie., Langenthal

Nachfolger von Müller-Jäggi & Cie.

Telephon Nr. 23 Gegründet 1852 Muster umgehend

Um Verwechslungen mit einer hiesigen ähnlich lautenden Firma vorzubeugen, bitten wir, Korrespondenzen genau an obige Adresse zu richten.

Kochrezepte bünd. Frauen

herausgegeben vom

Schweiz. gemeinnützigen Frauenverein, Sektion Chur in 4. Auflage neu erschienen

Geschmackvoll geb. à Fr. 5.—, hübsch brosch. à Fr. 4.—

Zu beziehen durch den Schweizerischen gemeinnützigen Frauenverein Chur, rät. Volkshaus, sowie durch die Buchhandlungen. 445

Interne Frauenschule Klosters (Graubünden)

Hauswirtschaftlich-pädagogische Bildungsstätte

- a) Allgemeiner Kursus: In Erziehung, Hauswirtschaft, Kochen, Handfertigkeit usw. (Dauer 5 Monate.)
- b) Kindergärtnerinnenkursus: Mit behördlich anerkannter Abschlussprüfung. (Dauer 1 Jahr.) 442

Beginn des Semesters jeweils 20. April und 20. September

Kleider, Decken, Storen usw. werden in gewünschten Farben-Abstufungen wasserdicht gefärbt.

J. F. Laederach

Wasserdicht-Färberei

in Herzogenbuchsee

Zürich 1912 — Bern 1914

Diplome I. Klasse.

Wernle's

Putzpulver

sind unübertroffen!

Greifen das Metall nicht an!

<p>Kupferputz</p> <p>Messerputz</p> <p>Silberputz</p> <p>Aluminiumputz</p>	<p>jedes Paket 50 Cts.</p>
--	----------------------------

Überall erhältlich!

A.-G. vormals

Drogerie Wernle & Co.

Chem.-techn. Laboratorium
Zürich



Reese

Rackwunder

das echte

Sicherheits-

Backpulver

Prakt. Gratis-Rezepte

Genfersee Sanatorium Gland (Schweiz)

Das ganze Jahr offen. — Idealer Ruheort für Kranke und Gesunde.

Diese Anstalt bietet ihren Gästen einen unvergleichlichen Vorteil durch reichen Genuss der der Gesundheit so zuträglichen Naturheilmittel. Naturheilanwendungen wie Wasser, Elektrizität, Massagen verschiedener Art, Luft- und Sonnenbäder, elektrische Lichtbäder, passende Diät usw.

Grosser Park mit herrlichen Schattenplätzen. — Prachtige Lage am Genfersee. — Moderne Bequemlichkeiten. — Auf Verlangen Prospekt. 414
 Winteraufenthalt sehr empfohlen. — Es werden keine Lungenkranke aufgenommen.

Verlag der Buchdruckerei Bähler & Co., Bern

Rechtsschreibbüchlein (mit Interpunktionsbeispielen) von *Karl Führer*,
 Lehrer in St. Gallen. 1. Auflage inert zwei Wochen vergriffen!

1 Ex. 2—10 Ex. 11—50 Ex. 51—100 Ex.

1. Heft, Unterstufe: 40 Rp. 37 Rp. 35 Rp. 30 Rp. das Ex.
 2. Heft, Oberstufe: 55 „ 50 „ 45 „ 40 „ „ „

Schweizer Rechtsschreibbuch für Mittelschulen und Private.

brosch. 2. 20 2. — 1. 80 1. 60
 geb. 3. 50 3. 30 3. 10 2. 90

Neue deutsche Orthographie (Duden), Amtlich für die Schweiz.

Von *W. Bähler*. 13. Aufl., 176. Taus. (10 Ex. = 75 Cts.) Fr. —. 10

Orthographe de la langue française. Par *A. Labouret*, le

D^r Schwab et *L. Joliat*. 3^e édition, 36^e mille. (10 ex. = 75 ct.) „ —. 10

Kleine Gesundheitslehre. Von Aerzten und Schulmännern redigiert und empfohlen. 2. Aufl., 28. Taus. (10 Ex. = 75 Cts.) „ —. 10

Petit Guide d'hygiène. Rédigé et recommandé par des médecins et des membres du corps enseignant. 2^e édition, 18^e mille. (10 ex. = 75 ct.) „ —. 10

Illustrierte schweizerische Schülerzeitung.

Letzter Jahrgang, komplett gebunden, hübscher illustrierter Band von 192 Seiten, gross 8°, kartonniert. „ 3. 20

do. Prachtband. „ 5. —

Frühere Jahrgänge, kompl. geb., hübscher illustr. Band von 192 Seiten nur Fr. 2. 50, Prachtband nur. „ 3. 80

Bei Bestellung von 1 Abonnement (1 Jahr Fr. 2. 40, 1/2 Jahr Fr. 1. 20) und 1 letzten oder frühern Jahrgang zusammen 50 Cts. Rabatt.

Sammeldecke, hübsch ausgestattet, solid, mit Elastik versehen, zum Aufbewahren des jeweiligen lauf. Jahrg., nur „ —. 50

Lehrmittel für Fortbildungs-, Gewerbe- u. Handelsschulen:

Buchhaltung nach vereinfachtem amerikanischem System,

von *Ferd. Jakob*, s. Z. Hauptlehrer an der Töchterhandelschule Bern. *Zweite* erweiterte Auflage. „ —. 70

Postcheck- und Giroverkehr, Schweizerische Nationalbank, Erwerbsgesellschaften, von *A. Spreng*, Lehrer an der Töchterhandelschule Bern. *Dritte* vermehrte Auflage. „ —. 70

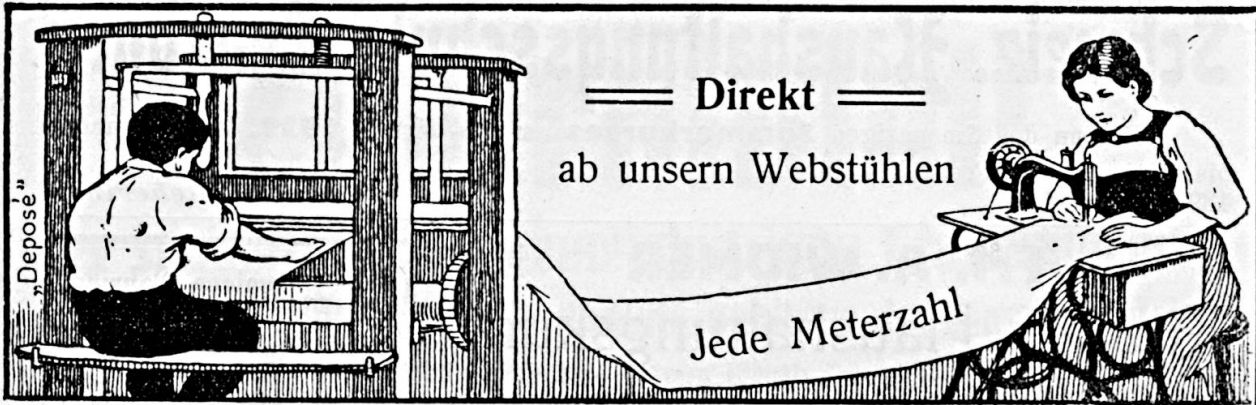
Geschäftskorrespondenz, von *A. Spreng*, Lehrer an der Töchterhandelschule Bern. „ —. 70

(Bei Bezug von 10 Exemplaren, auch gemischt, zum halben Preis.)

In jeder Buchhandlung erhältlich.

Ort und Datum: Name:

Gefl. ausschneiden und ausgefüllt, in einem offenen, mit 5 Cts. frankierten Couvert der Buchdruckerei Bähler & Co. in Bern zu senden.



Beste Berner Leinwand

Rein- und Halbleinen

Leintücher, Kissenleinen, Tischtücher
Servietten, Toiletttücher, Handtücher
Küchen- und Gläsertücher, Schürzen
:: Bazins und Damast zu Anzügen ::
:: :: Baumwolltücher usw. usw. :: ::

MÜLLER & CO., Leinenweberei
Langenthal, Kt. Bern

Langjährige Lieferanten vieler Verwaltungen, Anstalten und Spitäler

Wir lassen grundsätzlich keine Privaten durch Reisende besuchen und bitten, unsere reichhaltigen Musterkollektionen zu verlangen. Dies ermöglicht eine ruhige, unbeeinflusste Auswahl und billigste Preise.

Vernähen, Sticken und Waschen wird auf Wunsch billigst besorgt.

(Gefälligst genaue Adresse, um Verwechslungen zu vermeiden!)

Schweiz. Haushaltungsschule Lenzburg

Beginn des 6monatigen **Sommerkurses** am **18. April 1922.** Anmeldungen bis Mitte März. Prospekte durch
439 *die Vorsteherin.*

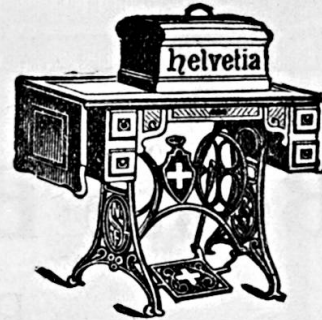
Frl. A. WIDMER

Koch- u. Haushaltungskurse

Zürich 7, Witikonstrasse 53

405

Kauft Schweizer Fabrikat!



Bequeme monatliche Zahlung
Verlangen Sie illustr. Katalog

Schweiz. Nähmaschinen-Fabrik
Luzern

Die Wahl eines gewerblichen Berufes
Die Berufswahl unserer Mädchen
Wegleitung für Eltern, Schul- u. Waisenbehörden

Beide Schriften sind herausgegeben von der Kommission für
Lehrlingswesen des Schweizer. Gewerbeverbandes
Einzelpreis 30 Cts. Partienweise, von 10 Exemplaren an, zu 15 Cts
Verlag der Buchdruckerei Bähler & Co., Bern.

Van Houten's Cacao



GOLD-
ETIKETTE

BRAUNE
ETIKETTE



**Der beste
und ausgiebigste im Gebrauch.**

General-Depot
f. die Schweiz: **Jean Hæcky Import A.-G., Basel**